

Leitartikel

Norbert
Greinacher

Notwendige und falsche Solidarität

Wenn man nach Werten sucht, die im Bewußtsein unserer heutigen Gesellschaft wenigstens im Prinzip anerkannt werden, dann ist es sicher vor allem die Solidarität. Sie ist so etwas wie eine natürliche Tugend. Man mag manches aussetzen haben an der Jugend von heute. Aber wenn man diesen jungen Menschen klarmachen kann, daß es Menschen gibt, die auf ihre Solidarität angewiesen sind, dann sind sie in hohem Maße bereit, sich dafür zu engagieren.

Eine solche Solidarität ist auch in der Kirche notwendig. Eine soziale Institution wie die Kirche, deren Glieder sich nicht untereinander und mit ihren Leitern in einer grundsätzlichen Solidarität wissen, kann nicht weiter existieren. Sie stirbt den sozialen Kältetod und kann ihre Aufgabe, die Erinnerung an diesen Jesus von Nazareth wachzuhalten, nicht mehr erfüllen. Diese grundsätzliche Solidarität muß — soziologisch gesehen — auch ein gemeinsames Wertesystem einschließen, theologisch ausgedrückt: Man muß sich im Glauben an diesen Jesus von Nazareth verbunden wissen. Nach einem Wort von Werner Harenberg muß man in der Kirche alles fragen dürfen, aber man kann nicht alles antworten dürfen.

Aber es gibt auch eine falsche Solidarität, besser ausgedrückt: Es gibt eine innere Haltung und ein äußeres Verhalten, die unter dem ideologischen Deckmantel der Solidarität und unter Berufung auf eine vermeintliche Solidarität die Kirche unglaubwürdig macht und ihr schadet. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Die Deutsche Bischofskonferenz hat auf ihrer Frühjahrssitzung 1970 eine Erklärung zum Pflichtzölibat veröffentlicht, die problematisch war. Es wurde bekannt gegeben, daß diese Erklärung „einmütig“ verabschiedet worden sei. Dem Vernehmen nach hatten aber zumindest bei der ersten Lesung etwa fünfzehn Bischöfe (von ca. 55) gegen diese Erklärung gestimmt. Es hat also den Anschein, daß unter Berufung auf eine bischöfliche Solidarität hier eine äußere Einmütigkeit hergestellt wurde, die aber de facto nicht vorhanden war. Dabei hätte die Bischofskonferenz an Ansehen nur gewonnen, wenn sie offen erklärt hätte, daß es verschiedene Meinungen unter den Bischöfen zu dieser Frage gibt.

Eine grundsätzliche Solidarität ist natürlich auch mit dem Papst notwendig. Von allen theologischen Argumenten im

Augenblick einmal abgesehen: Wer könnte im Ernst in Frage stellen, daß eine Großinstitution wie die Kirche einen Leiter benötigt, der an der Spitze steht und mit dem die Glieder dieser Institution sich grundsätzlich zu solidarisieren haben? Wenn es den Primat nicht gäbe, müßte er heute in einer Welt, die immer mehr zu einer Einheit zusammenwächst, neu geschaffen werden. Nur kann es auch hier nicht um eine Solidarität um jeden Preis gehen. Die deutschen Bischöfe haben in ihrer Erklärung zur Enzyklika „*Humanae vitae*“ eine gewisse Glaubwürdigkeit erkennen lassen und dadurch enorm an Glaubwürdigkeit gewonnen.

Wir müssen in der Kirche uns endgültig von der Ideologie einer Einheitlichkeit um jeden Preis, einer Uniformität, einer falschen Solidarität, einer repressiven Brüderlichkeit, trennen. Die Einheit der Kirche ist ein Prozeß; sie ist nie vollkommen, sondern nur asymptotisch, d. h. annäherungsweise zu erreichen. Die Einheit der Kirche ist ein Grenzfall, der immer anzustreben ist, der aber nie voll erreicht werden wird. Wir dürfen diese Einheit nicht mit Einheitlichkeit verwechseln. Die Einheit der Kirche war auch in der Geschichte der Kirche nie vollkommen gegeben. Schon im Neuen Testament, in dem wir das Leben der ersten christlichen Gemeinden widerspiegelt finden, zeigt sich eine große Pluriformität von Gemeindestrukturen, Spiritualitäten und Theologien; es zeigen sich auch sehr deutlich harte Konflikte, die man in keiner Weise verschleierte, sondern öffentlich ausgetragen hat.

Was wir heute in der Kirche nötig haben, ist die Bildung von Fraktionen. Wir sollten keine Angst davor haben. Ein Mitglied einer evangelischen Landessynode berichtete mir, daß man vor einigen Jahren in dieser Synode es ängstlich vermieden habe, von Gruppen innerhalb der Synode zu sprechen oder gar solche zu bilden unter Berufung auf die notwendige Einheit in der Kirche. Heute sei es selbstverständlich, daß diese Synode in vier Gruppen aufgeteilt sei, die jeweils einen Sprecher haben, der auch als „Fraktions-sprecher“ in der Synode auftrete. Auch wir brauchen solche Fraktionen. Wir brauchen sie vor allem in der kommenden gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Eine solche Synode kann rein organisatorisch gar nicht fruchtbar arbeiten, wenn es nicht zu einer Fraktionsbildung mit Fraktionssprechern kommt. Auch die Deutsche Bischofskonferenz müßte sich endlich einmal zu solchen Fraktionsbildungen durchringen. Tatsächlich sind sie ja allem Anschein nach vorhanden, nur wagt man es nicht, sie — aus einer falschen Angst heraus — in der Öffentlichkeit in Erscheinung treten zu lassen.

Eine solche Fraktionsbildung und eine nur asymptotisch erreichbare Einheit der Kirche ist durch die „condition humaine“ bedingt. Es geht nicht anders in unserer gesellschaftlichen und geschichtlichen Situation, die unter anderem durch einen wertmäßigen Pluralismus gekennzeichnet ist. Es wäre doch merkwürdig, ja im letzten unmenschlich, wenn in einer Großkirche alle derselben Meinung wären. Aber dann sollten wir diese Pluralität auch offen und ehrlich zugeben. Was haben wir Christen uns denn zu vergeben, oder was haben wir zu verheimlichen in der Öffentlichkeit? Darüber hinaus sollte man auch die positive Funktion einer solchen Pluralität und Fraktionsbildung in der Kirche sehen. Dadurch entsteht eine dynamische Spannung, eine Polarisierung, die endlich jene tödliche Friedhofsruhe beseitigt, die Kirche ihres musealen Charakters entkleidet und sie wieder dem Leben zurückgibt.

Was wir brauchen in der Kirche, ist eine kritische Solidarität, d. h. eine Solidarität, die weiß, daß ohne ein grundlegendes Aufeinanderangewiesensein, ohne eine gegenseitige Verantwortung, ohne ein Verpflichtetsein auf den gemeinsamen Glauben Kirche nicht möglich ist, heute weniger denn je, zugleich aber eine Solidarität, die sich nicht solidarisiert um jeden Preis, die auf unredliche Weise Zustimmung und Einheitlichkeit demonstriert, wo sie nicht vorhanden sind, sondern die sich kritisch auseinandersetzt und auch einmal in aller Öffentlichkeit protestiert, wenn die leitenden Männer dieser Kirche ihrerseits die Solidarität mit den Gliedern dieser Kirche grob verletzen. Denn dies ist die andere Seite der Solidarität, die keinen Einbahnverkehr kennt: sie erfordert von den Verantwortlichen noch mehr als von den einfachen Gliedern eine Solidarität mit diesen, mit ihren Anliegen, Wünschen, Sorgen, Bedürfnissen und Problemen. Warum erklären sich nicht einmal die Bischöfe solidarisch mit den Problemen der verheirateten Männer und Frauen in der Kirche, mit den Geschiedenen, mit den laisierten Priestern? Warum gab es meines Wissens keinen einzigen Bischof, der sich öffentlich solidarisch erklärt hat mit den Interviews von Kardinal Suenens? (In vertraulichen Gesprächen sind einige gerne dazu bereit!) Warum haben sich nicht wenigstens einige deutsche Bischöfe solidarisch erklärt mit den Bemühungen der holländischen Bischöfe um eine Lösung der schwierigen Frage des Pflichtzölibates?

Tucholsky schreibt dem Sinne nach: „Alles ist wahr, vielleicht sogar das Gegenteil. Aber falsch ist das ‚Sowohl-als-auch‘.“ Wir müssen das katholische „et-et“ verlassen — um der Wahrheit und der Zukunft der Kirche willen.